Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **39 [i.e. 42] (1960)**

Heft 16

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

1085

SCHWEIZER FRAUENBLATT

AZ Winterthur, 15. April 1960
39. Jahrgang Nr. 16

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 32 68 17, Postcheckkonto VIII 1027

OSTERN

Es ist die Aufgabe der christlichen Kirche, in ihren Gliedern das Gedächtnis des Herrn Jesus Christus zu wecken und lebendig zu erhalten. Die Fülle des Geschehens in Christus aber hat dazu geführt, die einzelnen Geschehnisse auch auf bestimmte Zeiträume zu verteilen, und somit ist mit der Zeit das Kirchenjahr, sind die kirchlichen Festtage, Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten entstanden. Ostern ist das älteste Fest der Christenheit und während den ersten drei Jahrhunderten das einzige kirchliche Fest, das in der ganzen Kirche gefeiert wurde. In der Urchristenheit war zunächst jeder Sonntag Ostertag, Auferstehungstag, darum Tag des Herrn (lies Dominicus = Dimanche). Schon früh wurde dann der jährliche Auferstehungstag besonders gefeiert und mit der Zeit zum Osterfestkreis erweitert, zeitlich nach vorn durch die Passionszeit und zurück durch die sogenannte Jubelzeit, die mit dem Pfingstfest abschloss.

Entgegen unserem Volksempfinden ist das Osterfest das wichtigste Fest der christlichen Kirche. Was wäre Weihnachten ohne Ostern, wenn Christus nicht auferstanden wäre? Die armselige Geburt eines Kindes armer Leute, das zwar zu Grossem berufen schien, aber dessen Leben und Lebenswerk nach drei Jahrzehnten jäh scheiterte. Was wäre Karfreitag, der ja oft als der wichtigste Feiertag gilt, ohne Ostern? Ganz einfach die Katastrophe Gottes. Denn dann hätte die Macht des Bösen, der Vernichtung und des Todes über die Hilfe Gottes gesiegt. Karfreitag ohne Ostern wäre die Absetzung Gottes durch den Menschen, die Proklamation: «Gott ist tot; Mensch hilf dir selber; Gott kann dir nicht helfen.» Karfreitag ohne Ostern wäre aber auch die Katastrophe für den Menschen. Wenn Christus nicht auferstanden wäre, dann wäre der Tod die letzte Macht über unserem Leben, dann gäbe es keine Hilfe und keine Vergebung. Darum ist und bleibt dies die wichtigste Botschaft des Evangeliums: Nun aber ist Christus auferweckt worden von den Toten. Er ist auferstanden. Er ist wahrhaft auferstanden.

Ostern ist die Proklamation des Sieges Gottes über die Macht der Sünde und des Todes.

Viele moderne Menschen können mit dem Osterfest nicht viel mehr anfangen als im Frühlingserwachen der Natur das Symbol des Lebens sehen. Das Unerklärliche an dem Geheimnis der Auferstehung Christi, aber auch die Tatsache, dass der Sieg Gottes über die Sünde und den Tod in dieser Welt noch so wenig ist, machen, dass wir oft keine rechte innere Beziehung zum Ostergeschehen haben. An Ostern glauben aber heisst, in und über aller Todesnot eine lebendige Hoffnung haben, dass Er — Christus —, der Erstling der Auferstandenen, auch uns auferwecken wird zum ewigen Leben. Das heisst darum auch, dass all unsere grossen und kleinen Aengste, unsere Lebensangst und Todesangst überwunden werden dürfen durch das Vertrauen zu dem Herrn, der die Welt überwunden hat. An Ostern glauben heisst in allen Nöten und Sorgen unseres Lebens immer wieder getrost werden und bleiben im Vertrauen zum lebendigen Herrn, der unser Leben führt und leitet, und dessen Kraft auch in den Schwachen mächtig ist. Solcher Osterglaube macht frei, froh und getrost. Um solchen Osterglauben dürfen wir ihn bitten. **A. A.**

Von allen Türmen

Von allen Bergen zutale
ist ein Leuchten erwacht,
flammende Frühlingsfanale
durch die Osternacht!

Von allen Türmen zusammen
läutet es landhinein –
Herz, mit Glocken und Flammen
bricht der Frühling ein!

LULU VON STRAUSS UND TORNEY

Gross-Fasten und heiliger Ostersonntag im alten Russland

(Nach Erinnerungen meiner 94jährigen Mutter Alexandra Tuljakowa

Ich denke, dass sich im jetzigen Sowjetrussland wenige Kinder finden werden, welche wissen, was Gross-Fasten ist, wann es anfängt, wie lange es dauert und in was es sich von den gewöhnlichen Tagen unterscheidet. Aber wir Kinder der alten Zeit wussten es ganz genau.

Das Gross-Fasten, welches sieben Wochen dauerte, begann gleich nach der Fasnachtswoche oder «Butterwoche», wie sie in Russland genannt wurde; an deren letzten Tagen es Brauch war, zu Verwandten zu gehen und sich gegenseitig um Verzeihung zu bitten für alle Beleidigungen, die man einander — mit oder ohne Absicht — angetan hatte. Während der Fastenzeit ging man nicht zu Besuch — nicht einmal zu den Verwandten. Zu meiner Zeit wurde diese Regel schon nicht mehr so streng befolgt: Bekannte hat man wohl nicht eingeladen, und alle Theater waren geschlossen — doch die Verwandten sahen sich manchmal trotzdem. Meine Grossmutter erzählte, dass sie während diesen sieben Wochen, ausser dem Gang zur Kirche und auf den Markt, wo sie Lebensmittel zu kaufen pflegte, nie aus dem Hause ging. — Die Mutter und unsere Kinderwärterin sagten uns Kindern von den Leiden Christi in diesen Tagen und befahlen uns, uns leise zu benehmen und nicht ausgelassen zu sein. Wir hörten ihnen aufmerksam zu und waren bemüht, soweit es in unseren Kräften stand, artig und still zu sein.

Vom Montag der ersten Woche des Fastens an — «Reinmontag» genannt — hörte man in allen Kirchen der Stadt ein wehmütiges Kirchengeläute; die orthodoxen Leute begannen zu beten und zu fasten. In unserer Familie wurde das Fasten sehr streng befolgt, und die Kinder sollten sich dieser Vorschrift auch fügen: Während der ganzen sieben Wochen ass man bei uns kein Fleisch, keinen Fisch, keine Milch-Produkte, dafür wurden aber köstliche Pirogen mit Weisskraut, Reis, Pilzen, gelben Rüben, Aepfeln und Konfitüre gebacken. Es wurden auch herrliche Salate, Kartoffelkoteletten und verschiedene andere «Fastenspeisen», alles mit Pflanzenöl, zubereitet.

In der ersten Woche gingen die Erwachsenen täglich zur Kirche und bereiteten sich zur Beichte und zum Abendmahl vor. Wir Kinder wurden auch oft mitgenommen. Mir gefiel besonders das Gebet «Gott und Herr meines Lebens», wenn der Priester und alle Anwesenden sich dreimal auf die Knie niederliessen. Dieses Gebet wurde nur in der Fastenzeit gelesen.

Der 9. März des alten russischen Kalenders war der erste Frühlingstag, der gewöhnlich auf den Anfang des Fastens fiel. An diesem Tage wurden «Lerchen» gebacken — kleine Brötchen, welche die Lerche darstellen sollten, die zu dieser Jahreszeit aus den warmen Ländern zu uns geflogen kam. Morgens brachte die Kinderwärterin eine ganze Schüssel voll dieser Brötchen zum Frühstück ins Speisezimmer mit den Worten: «Die Lerchen sind wieder da»! Diese Brötchen waren sehr zart und schmackhaft, mit Korinthen an Stelle der Augen, die wir sofort herausstocherten. «Lerchen» wurden auch in allen Bäckereien gebacken, wo sie, in den Schaufenstern liegend, lustig mit ihren Korinthenäuglein die Vorbeigehenden anschauten. — Wir Kinder warteten mit Ungeduld auf die sechste Woche des Fastens; denn während der sechsten Woche gab es den Palmbasar, einfach «Palme» — «Werba» — genannt. Die «Palme» fand zu meiner Zeit in Petersburg auf der Newsky-Perspektive statt, wo viele Kioske gebaut wurden. Was es da nicht alles zu kaufen gab! Eine Menge billiges Spielzeug, künstliche Blumen, bunte Luftballons, allerhand Süssigkeiten mit dem in allen Kiosken üblichen «Fastenzucker» in allen Farben, und Palmbüschel mit dem darin auf buntem Papier befestigten Wachsköpfchen eines Cherubins. Da gab es auch Wunderdinge, wie z. B. «böse Schwiegermutter», welche aus einer Art Röhre herausspringend die Zunge zeigte, und andere interessante Kunststücke. Erfindungsreiche Menschen bemühten sich, für diese Zeit immer etwas Neues und Amüsantes auszudenken. Ich erinnere mich, welchen Erfolg der «Amerikanische Glasbewohner» hatte, der von allen — gross und klein — gekauft wurde. Es war ein mit leicht gefärbtem Wasser gefülltes Probierröhrchen, in dem ein kleines Glasteufelchen schwamm. Die Oeffnung der Röhre war mit einer dünnen Gummischicht überzogen, und wenn man auf denselben mit dem Finger drückte, begann sich das Teufelchen, wie im Tanz, zu drehen und auf und nieder zu steigen. — Zur «Palme» gingen nicht nur die Kinder mit Vergnügen, sondern auch die Erwachsenen. Dieser Basar dauerte eine Woche lang, und an diesen Tagen sah man in der ganzen Stadt das Publikum mit Händen voll Palmenbüscheln, künstlichen Blumen und allerhand Sachen, die nur auf dem Palmmarkt zu kaufen waren, herumgehen. Wir Kinder kauften alles, was uns unser «Kapital» nur irgendwie erlaubte, wofür wir das ganze Jahr sammelten und jeden Groschen sorgfältig in unsere Sparbüchsen einwarfen.

Am Palmsonntag führte man uns zum Abendgottesdienst, der besonders feierlich war, in die Kirche, wo alle Betenden mit Palmen in den Händen standen. Der Priester weihte grosse Büschel von Palmen und verteilte die Zweiglein unter die Anwesenden. Diese Zweiglein wurden nach Hause gebracht und ehrfurchtsvoll zu den Ikonen gelegt.

Da näherte sich schon die siebente — die Passionswoche. Die ganze Familie beginnt sich zur Beichte und zum Abendmahl vorzubereiten und wird zweimal täglich zur Kirche gehen. Zur Beichte zu gehen machte mich immer etwas ängstlich: ich fürchtete, irgendwelche meiner Sünden dem Priester zu sagen vergessen, der mir vielleicht nicht verzeihen würde, dass ich vor kurzem ein Schweinchen, welches ich gezeichnet hatte, mit einer Stecknadel am Rock der Kinderwärterin befestigte. Aber der Priester ist gutherzig: er streichelt meinen Kopf und vergibt mir, mich segnend, meine Kinderschulden. Zum Abendmahl wurden für uns Mädchen immer schöne Kleider genäht, die Buben erhielten Anzüge.

Ostertisch im alten Russland

Am Gründonnerstagabend, am «Gross-Donnerstag», wie er in Russland genannt wurde, ging man in die Kirche, um die «Zwölf Evangelien» zu hören. Dieser Gottesdienst war für uns Kinder sehr interessant: Alle standen in der Kirche, mit brennenden Kerzen, die man in hübschen Porzellanleuchtern hielt, damit das Wachs nicht auf den Boden tropfte. Die Kerzen sollten brennend nach Hause gebracht und mit ihrem Feuer sollten die Lämpchen vor den Gottesbildern angezündet werden. Dieses Feuerchen bemühte man sich bis zum nächsten Jahr zu bewahren, und wenn das Oel im Lämpchen schon zu Ende ging, zündete man noch schnell ein anderes Lämpchen daran an. Gross war unser Kummer, wenn unterwegs die Kerze erlosch! Um sie vor dem Wind zu schützen, machte man aus Papier Lichtschirmchen oder hielt die Hand vor die Flamme. Wenn die Kerze aber doch erlosch, war man gezwungen, sie beim Nachbarn wieder anzuzünden. Die Menschenkette mit brennenden Kerzen glich den Glühwürmchen, welche abends in der ganzen Stadt hervorkrochen und in den dunkelsten Ecken flimmerten.

Am Gründonnerstag wurde zu Hause auch mit den Vorbereitungen zum heiligen Feiertag begonnen. Für uns Kinder bestand die Hauptarbeit, an der wir auch eifrig teilnahmen, im Färben der Eier. Schon lange vor dem Fasten erbaten wir bei uns bekannten Schneiderinnen allerlei seidene Läppchen und prahlten mit unseren Schätzen. Wir zupften sie und umwickelten damit die Eier, die danach in heissen Essig getaucht wurden. Da es zu der Zeit noch kein buntes Papier zum Eierfärben gab, färbte man sie auch mit Zwiebelschalen, und wer es verstand, malte auf der einen Seite des Eises verschiedene Bilderchen und auf der anderen unbedingt die Buchstaben «X. B.», was auf Russisch «Christus auferstanden» bedeutete. Die gefärbten Eier legte man in hübsche Vasen; ein Teil davon wurde für den Friedhof reserviert. Dorthin fuhr man stets am zweiten Feiertag; die Eier, die man an den Kreuzen der verstorbenen

(Fortsetzung auf Seite 2)

Die Osterdose

Die Lehrerin spürte, dass sie nach langem Bemühen das Herz der störrischen zwölfjährigen Monique endlich gewonnen hatte; sie war vor allem darüber glücklich, in welcher Weise die innere Befreiung dieses vereinsamt gewesenen Kindes sich auf sein ganzes Wesen auswirkte. Als Fräulein Haller krank war und die Schüler und Schülerinnen der Privatschule sie abwechselnd besuchen durften, kam auch Monique Manz in das Zimmer, die Lehrerin zu begrüssen. Während die andern ausnahmslos wie Erwachsene höflich «Guten Tag» und «Wie geht es Ihnen, Fräulein Haller?» zu ihr gesagt hatten, stand die schmächtige Monique mit dem wirren Haar über dem schmalen Gesicht einfach da und sagte kein Wort. Doch die Lehrerin sah wohl, wie alle muttersuchende Zärtlichkeit dieses frühreifen und nervösen Mädchens zum Ausdruck drängte, wie eine in viel Zurückgesetztheit lange geübte Abwehr ihm aber im Wege stand, sich zu äussern. «Liebe Monique», sagte Fräulein Haller heiter, «so komm näher! Gir mir die Hand!» Impulsiv warf sich das Kind der Lehrerin, die in der Ecke einer Couch geborgen sass, in die Arme. «Nun, was ist denn, Monique? Geht es nicht?», fragte die Lehrerin die kleine Schluchzende. «Es ist alles so ... so ... schwierig. Alles», sagte das Mädchen, sich aufrichtend. «Hat die Mama geschrieben?» Monique schüttelte den Kopf, interessiert — so dass es der Lehrerin auffiel — auf eine sechseckige Dose aus Meissner Porzellan, die auf dem Schreibtisch stand, schauend, Ahnen oder Erkennen in der Tiefe des Blicks. «Die Mama nicht», sagte sie, immer noch mit den Augen bei der Dose, «aber Papa. Er will mich besuchen. Darf er? Ich habe die Direktorin noch nicht ... fragen ... können ...» «Fragen wollen, willst du wohl sagen?»

Monique nickte. Fräulein Haller verstand, dass es diesem verscheuchten, unter den wohlbehüteten Mitschülern sich recht fremd fühlenden Vogel schwerfallen musste, das der Schule vorstehende, wenig verständnisbegabte Fräulein Stierli um etwas zu bitten. «Ich werde für dich fragen, Monique.» Das Kind strahlte auf. «Oh», sagte es, «ich danke Ihnen!» «Wann wird dein Vater kommen?» — «Fräulein Haller, ich bringe Ihnen den Brief.» — «Ja, das ist gut. Willst du ihn jetzt holen oder willst du ihn morgen vormittag bringen, wenn du hier im Zimmer bei mir deine Zeichenstunde bekommst? — «Morgen! Heute möchte ich lieber noch ein wenig hierbleiben! — Darf ich?» — «Gewiss.» «Ich möchte Sie etwas fragen, Fräulein Haller!» «Ja, Monique ...» — «Diese ... diese Dose hier ...», und schon lief der feine Finger des zeichnerisch begabten Mädchens prüfend über den Deckel der Dose, darauf eine pastorale Szene künstlerisch dargestellt war, «ist sie ... hat sie ...? fehlt nicht ...?. doch ... hier fehlt ein Stück daraus ...». Nicht nur die sonst so selbstsichere Lehrerin, die den Jahren nach nicht mehr, in ihrem liebevollen und heiteren Wesen aber immer noch jung war, erschrak und erblasste, sondern auch Monique, das Kind aus einer geschiedenen Ehe, schien erstarrt, von einem Erkennen wie gelähmt. «Manz ... Manz ...» natürlich, aber es gibt so viele Väter dieses Namens ...», dachte Helen Haller, und Monique fragte leise, ob sie am Ende doch nicht hätte fragen sollen. «Monique, du wusstest, dass an dieser Dose, die tatsächlich aus vielen kleinen Stücklein und Splittern zusammengeflickt wurde, weil sie einmal in viele Scherben zerbrochen gewesen war, eine Scherbe fehlte?»

«Ja, Fräulein, ich ... ich weiss es, weil es ganz genau dieselben Farben sind, weil es dieselbe Zeichnung ist, dasselbe Bild ...»

«... dasselbe Bild, sagst du Monique? Dasselbe Bild wie — wo ...?» «Ach, liebes Fräulein Haller, sehen Sie, wie schwierig alles immer wird, wenn ich komme? Ich ... nein, ich möchte es nicht sagen.» — «Ich bitte dich sehr herzlich, Monique, sag es mir! Da ist nichts schwierig, da wird nichts schwierig; doch ich selber wüsste eben nur zu gerne, wo dieser eine Scherben, den ich nicht finden konnte in den vielen Jahren, wo er ist, wenn es ihn wirklich gibt» — «Es gibt ihn, Fräulein Haller, es gibt ihn!», Monique ist wieder froh, weil sie sieht, dass die Lehrerin fast belustigt vor Spannung und Neugier ausschaut, «mein Papa trägt ihn — genau die Form, die hier fehlt — als Medaillon oder Talisman oder wie man das nennt, immer in der Tasche seiner Jacke ..» «Hat Papa dir nie etwas von diesem Talisman erzählt?» — «Nein, ich ... ich glaube nicht. Ich ... er ist ja auch schon lange wieder fort. Aber nun ich hier bin, wenn er käme, es wäre wundervoll! Dann können wir ihn ja fragen ...»

Natürlich ahnt Monique, phantasiebegabt, wie das Mädchen ist, Zusammenhänge, und die Lehrerin, ein wenig müde von diesem letzten Besuch des Tages, beendet das Gespräch, indem sie Monique in Aussicht stellt, anderntags, während der Zeichenstunde, die Geschichte von der Osterdose zu erzählen.

Als aber Monique mit dem Block und den Farben und mit dem Brief des Vaters, eines Hoteliers in Santiago de Chile, im Zimmer der Lehrerin erscheint, wird es dieser schwer, ihrem Versprechen nachzukommen. Ja, das ist Jon, Jon Manz, in den Zügen der Schrift, in der Art, wie er diesem, seinem Kinde schreibt, ihr Verlobter von damals ... Nein, nein, sie kann nicht dem erwartungsvoll am Tisch sitzenden Mädchen erklären, wie es war ..., sie kann es wirklich nicht. Alles schien von Glück überstrahlt. Jeder Wunsch erfüllte sich, doch an jenem Tage — es war an Ostern — als Jon sich so sehr verspätete ... Was sie oft schon als leises, sie kaum erreichendes, aber immerhin doch sie von irgendwoher anrufendes Gerücht vernommen hatte, dass Jon eine andere Frau liebe, bestätigte sich ... Sie floh zurück in die Geborgenheit ihres einsamen Heims. Dort im Flur, auf dem eichenen Tisch, stand noch Jons Gabe vom Vortag, die kostbare Meissener Porzellandose, zu frohen Ostern der Braut geschenkt ... Unbeherrscht griff Helen darnach und zerschmetterte sie, dass die Scherben flogen. Von den vielen Scherben musste eine durch die offene Eingangstüre, die Helen, blind von Tränen jugendlicher Empörung schloss und verriegelte, ins Freie gesprungen sein. Als bald darauf Jons Schritte vernehmbar wurden, verharrte Helen dumpf, stolz und hart in ihrer, wie sie glaubte, berechtigten Abwehr. Sie öffnete die Türe nicht. Jon läutete. John rief. Jon klopfte an die Türe, an die Fenster. Alles blieb still. Er war noch einmal zu einer Jugendfreundin gegangen, ihr darzutun, dass nichts seinen Entschluss, Helen zu heiraten, ändern würde, sie möchte doch verstehen, er hätte für sie immer nur Freundschaft, nie Liebe, für Helen aber von allem Anfang zärtliche, innige Liebe empfunden. Das Ganze endete in einer Auseinandersetzung, die Jons Aufbruch verzögerte ... Jetzt stand er da, einem Missverständnis zum Opfer gefallen. Er setzte sich auf die Bank. Er wartete. Er hoffte, dass Helen, die doch im Hause sein musste, verzeihen, verstehen würde ... Nichts, niemand regte sich ... Ehe er wegging, hob er vom Boden etwas auf, eine kleine, dreieckförmige Scherbe von der ... Osterdose, die er tags zuvor Helen geschenkt hatte. Traurig, unglücklich ging Jon Manz weg. Er nahm die Stelle in Santiago de Chile, die er vorher ausgeschlagen hatte, um im Lande zu bleiben, nun doch an, und nie mehr haben sich die beiden gesehen. Helen Haller gesundete

Gedanken bei einer Taubstummen-Konfirmationsfeier

Nichts schien diesen Gottesdienst in der Wasserkirche in Zürich, der am vergangenen Sonntagnachmittag abgehalten wurde, von anderen religiösen Handlungen zu unterscheiden. Oder doch? Waren nicht zuvor die seltsamen Laute, wie sie die Sprache der Taubstummen charakterisieren, hörbar gewesen? — Und das Mimenspiel, das die Taubstummen uns zeigten? Unterschied es sich nicht wesentlich von irgendeiner Laien-Darbietung? Die Darsteller personifizierten sich mit ihren Rollen. «Maria» lächelte, «Joseph» schien verwirrt, als er den Knaben Jesu nirgends mehr fand, ging es doch um die bildliche Aufführung von Luk. 2, 41—52.

Wohl einer der ergreifendsten Augenblicke der ganzen Feier war jener, da die Hörenden die gehörlosen Konfirmanden in die, wie es hiess, «grössere Gemeinde» aufnahmen. Wäre es doch, so mussten wir dabei denken, immer so, dass ein Lied als Verbindung, als Brücke von Gesunden zu ihnen dient, die vom Schicksal arg geprüft worden sind.

«Du gehörst zu uns, auch wenn du uns nicht verstehst — wir wollen versuchen, uns dir verständlich zu machen und von deinen Lippen ablesen, was du uns sagen möchtest.» Dieser Gedanke lag der Idee des Taubstummen-Pfarrers Kolb zu Grunde, auch wenn er ihn nicht in dieser ausführlichen Weise umschrieben hat. Dass sich nämlich die Gehörlosen, denen die Welt der Töne verschlossen ist, die aber auch nur mit grösster Mühe Wörter und Sätze bilden können, oft einsam fühlen, konnte man auch im Laufe dieser Feierstunde aus dem Munde des Pfarrers hören. — So erinnerte dieser an einen seiner ehemaligen Konfirmanden, der in einem Aufruhr der Empörung gegen den Schöpfer an den Seelsorger die Frage stellte: «Warum bin ich taubstumm? Gibt es eine Gerechtigkeit ...?» Diese qualvolle Frage war gleichzeitig aber auch aus dem Herzen aller jener gesprochen, die wie Kinder an den Lippen des sie Belehrenden hingen. Sie fanden sich vom Mann auf der Kanzel verstanden — ein Glücksgefühl, das ihnen im Alltag sehr selten beschieden wird.

Während wir uns diesem Kreis der Gehörlosen wieder entzogen und uns das Ausgangsspiel der Orgel noch im Ohre lag, weilten wir in Gedanken immer noch bei ihnen, die sich äusserlich von nichts von ihren Mitmenschen unterscheiden, die aber dennoch gezwungen sind, in einer stummen, sie oftmals verständnislos anblickenden Welt ihr Dasein zu fristen ... *S.*

(Fortsetzung von Seite 1)

Lieben mit den Worten «Christus auferstanden!» zerbrach, streute man für die Vögelein auf die Gräber. Die Eier wurden in Mengen gekauft und gefärbt. Der Preis war so billig, dass wir es jetzt kaum glauben können: 1½—2 Rubel für das Hundert!

Am Karfreitag gingen wir zur Kirche, um dem Hinaustragen des Bildes des im Grabe liegenden Christus beizuwohnen. Am Freitag von morgens früh an wurde das ganze Haus auf den Kopf gestellt: Man buk die Osterkuchen («Kulitschi») und machte Osterquarkkuchen («Pas-cha»), all dies in Mengen und in verschiedenen Grössen; denn sie wurden ausser für unsere grosse Familie auch für zahlreiche arme Bekannte und einsame Menschen in Krankenhäusern und Gefängnissen hergestellt. Unsere gewöhnlich so gutmütige und freundliche Köchin war an diesem Tag rot vor Aufregung und sehr böse; denn es schien ihr immer, dass das Mehl schlecht sei, die Eier nicht frisch genug oder der Backofen nicht in Ordnung und dass dadurch die «Kulitschi» nicht geraten würden. Das war aber niemals der Fall, und sie gerieten stets ausgezeichnet und rochen so wunderschön, dass wir uns in deren Nähe herumtrieben, ihren Duft einatmend und uns nur mit Mühe davor zurückhaltend, irgendeine besonders appetitliche Mandel, welche in Mengen die «Kulitschi» schmückten, abzukratzen. Die «Pas-cha» machte meine Mutter selbst, und zwar auf verschiedene Arten, rohe, abgebrühte und solche aus Schokolade. Wir wünschten so sehr, die wunderbare Quarkmasse zu probieren, welche die Mutter endlos aus Butter, Eiern, Quark, saurer Sahne und Zukker in einer riesigen Kasserolle umrührte, aber es war uns strengstens verboten, weil es Fastenzeit war und wir keine Milchwaren und Butter essen durften.

Diese Quarkmasse wurde in spezielle pyramidenartige Formen gefüllt und auf Eis gestellt. Wenn man die «Pas-cha» herausnahm, steckte man an die Spitze eine künstliche Rose. Solche Rosen waren auch auf den «Kulitschi». Jede Hausfrau hatte ihr eigenes Geheimrezept für die «Pas-cha».

Am Sonnabendnachmittag ging man in die Kirche zur «Beerdigung Christi», und, nach Hause zurückgekehrt, wurden die Kinder schlafen gelegt; denn um zehn Uhr abends sollten alle wieder zum Nachtgottesdienst gehen. Aber wir lagen im Bett, ohne vor Aufregung die Augen zu schliessen. Der Gottesdienst begann um elf Uhr nachts, man ging aber viel früher zur Kirche, um gute Plätze zu bekommen und von der Menge nicht erdrückt zu werden. Während dieses Gottesdienstes wurden gewöhnlich die in Reihen aufgestellten «Kulitschi», «Pascha» und Eier vom Priester geweiht. — Nun aber wogten beim Chor die Kirchenfahnen, und der ganze Klerus in hellen Ornaten und mit brennenden Kerzen eröffnete die Prozession. Voran wurden eine Laterne, ein grosses Kreuz und Kirchenfahnen getragen. Mit dem Klerus gingen die Choristen, und dann folgten die Betenden. Die Stimmung war bei allen gehoben. Mein Herz klopfte in Erwartung auf etwas Grosses und Freudiges ... Die Prozession, aus dem Haupteingang herauskommend, ging mit Gesang um die Kirche herum und blieb draussen vor der Türe stehen. Der Chor singt «Christus auferstanden!», und in allen Kirchen der Stadt ertönt ein fröhliches Glockengeläute, das jubelnd zum nächtlichen Himmel emporsteigt. Die Prozession kehrt in die Kirche zurück bei pausenlosem Singen der Osterlieder. Die Stimmung ist so ergreifend, dass man vor Freude weinen möchte. Der Priester besteigt den Voraltar mit den an die Menge gerichteten Worten: «Christus ist auferstanden!», und alle erwidern einstimmig «Wahrhaftig auferstanden!» und fangen an, sich dreimal auf die Wangen zu küssen, das heisst auf Russisch «christossowatsja».

Dieser Gottesdienst war stets so feierlich und schön, dass sogar die ungläubigen oder wenig gläubigen russischen Menschen es für ihre Pflicht hielten, in dieser Nacht zur Kirche zu gehen, und wenn es keinen Platz wegen der unzählig vielen Leute im Raume selbst gab, stand man draussen vor der Kirche. Es gab auch besondere Liebhaber des Glokkengeläutes, die in der Osternacht durch die Strassen von Kirche zu Kirche gingen und sich an der Ostersinfonie der Glocken freuten. Nach dem Nachtgottesdienst ging man nach Hause, wo auf uns ein reichlicher Schmaus wartete mit allem, was in der Fastenzeit nicht gegessen werden durfte. Der grosse Tisch im Speisesaal war ausgezogen und mit einem schneeweissen Tuch bedeckt. Darauf standen ein riesiger Schinken und Kalbfleisch mit Papierrosetten geschmückt, allerlei Würste und selbstverständlich «Pas-cha», «Kulitschi» und gefärbte Eier, welche in einer Schale zwischen grünen Haferhalmen, die für diesen Zweck rechtzeitig gepflanzt wurden, wunderhübsch aussahen. Allerhand Weine, Liköre und herrlich duftende Hyazinthen, deren Töpfe in buntes Papier eingehüllt waren, ergänzten die Ausstattung des Tisches. Nachdem wir uns satt gegessen haben, gehen wir mit Augen, die uns vor Müdigkeit zufallen, ins Kinderzimmer und schlafen, kaum dass unser Kopf das Kissen berührt hat, augenblicklich ein.

Am ersten Ostertag war es bei den Männern Brauch, Bekannte zu besuchen, um ihnen zum grossen Feiertag zu gratulieren. Alle — Männer und Frauen — umarmten und küssten sich dreimal nacheinander; sie gaben sich gegenseitig gefärbte Eier, was nicht nur in den Häusern, sondern auch auf den Strassen bei Begegnung mit Bekannten gemacht wurde. Zu uns Kindern kamen am ersten Feiertag unsere Altersgenossen, und wir liessen von einem Gestell bunte Holzeier auf den Teppich rollen, was unser Lieblingsosterspiel war.

Ja, schön war unsere Kindheit, schön war das Gross-Fasten, war der heilige Ostersonntag im alten Russland! *Eugenie Danilowsky*

Kaufen Frauen mit Verstand?

Diese Frage beantwortet Janet L. Wolff in eingehender und kurzweiliger Art und Weise in ihrem Buch mit obigem Titel. Die Autorin ist eine amerikanische Werbespezialistin und sie befasste sich gründlich mit dem Problem des Verkaufs an Frauen. In ihrem Buch, das nicht nur Kaufleute, sondern jede Frau interessieren dürfte, streift sie die verschiedenen Gründe, welche die Frau beim Einkaufen beeinflussen. Sie erklärt, was und warum dies und jenes die Käuferin besonders anspricht und gibt den Verkäufern die Möglichkeit, sich in die Gedankenwelt der modernen Frau zu versetzen. Zwar stützt sich das Werk auf amerikanische Untersuchungen. Aber im grossen ganzen lassen sich die Erkenntnisse auch auf unsere Verhältnisse übertragen.

Kaufen Frauen mit Verstand? Janet L. Wolffs Buch lässt uns die Frage mit Ja beantworten. Bestimmt sind es mannigfaltige Einflüsse, Eigenheiten und Vorlieben, die beim Einkaufen mitbestimmend sind, doch zeigen wir uns des Vertrauens würdig, das man uns als Verwalterinnen der Haushaltkasse und als Einkäuferinnen des grössten Teils der Verbrauchsgüter der Familie schenkt.

Es ist natürlich nur möglich, in kurzen Zügen einige Kapitel des Buches zu streifen.

Da sind zum Beispiel unsere fünf Sinne erwähnt: Auge, Ohr, Nase, Zunge und Tastsinn. Wie reagieren diese auf die Lockungen der Werbung?

Es wurde festgestellt, dass Frauen Farbunterschiede rascher bemerken und nach Details schneller beobachten. Ihre Geräuschempfindlichkeit beeinflusst sie nicht nur beim Kauf von Radios, Schallplatten usw., sondern ebensosehr bezüglich der Haushaltmaschinen. Bei Reinigungsmitteln wie auch bei Kosmetikas muss der ausgeprägte Geruchsinn der Frau in Betracht gezogen werden. Aber auch die Art, wie sich eine Ware anfühlt, ist oft von entscheidendem Einfluss. Ein empfindsamer Geschmackssinn macht die Frau beim Kauf von Speisen besonders wählerisch, weshalb Degustationen immer mehr als Werbefaktor durchgeführt werden.

Die Frauen haben ein recht gutes Gedächtnis, das sich bei zufriedenstellendem Kauf positiv, bei Enttäuschungen aber sehr negativ auswirkt. Aber auch eine ausgeprägte Vorstellungskraft muss bei Inseraten, Werbeprospekten etc. in Betracht gezogen werden.

Die Treue der Frau überträgt sich auch auf die Ware oder auf das Geschäft, in welchem sie einzukaufen gewohnt ist, aus. Zwar lässt sie sich hin und wieder zu einem Kauf überreden. Wer sie aber drängen will oder sie gar irreführt, der hat es mit ihr verspielt.

Der weiblichen Neugier und dem Wunsch nach Abwechslung wird gerne entgegengekommen, ermöglicht doch gerade diese Eigenschaft den raschen Wechsel der Mode und den Verkauf von neuen Möbeln, Geschirr und sonst allen möglichen Dingen, die nicht absolut ersetzt werden müssten.

Zu Recht zieht die Verfasserin die Unterschiede in den Einkaufsgewohnheiten der «Nur»-Hausfrau und der ledigen und verheirateten berufstätigen Frau in Betracht, bedingt doch die verschiedene Lebenshaltung auch veränderte Einkaufsmethoden.

Unzählige Eigenschaften und Eigenheiten müssen in der Reklame, die sich an die Frau wendet, berücksichtigt werden: das starke Interesse am Heim und an der Familie, schöpferische Interessen, das Verlangen nach Selbstachtung und der Wunsch nach Anerkennung, ein gewisser Hang zur Romantik und vieles andere mehr.

Sicher stimmt auch für uns Schweizerinnen die Feststellung, dass wir darauf bedacht sind, unsere Aufgabe als Betreuerin der Familie und als Einkäuferin und Verwalterin der «Kasse» gut zu lösen. Und wenn die Autorin erwähnt, dass die Veränderungen des 20. Jahrhunderts den Gesichtskreis der Frau erweitert haben, dass sie mehr lese und sich besser orientiere als dies unsere Grossmütter taten, so trifft dies sich sowohl auf die Amerikanerin als auch auf die Europäerin zu.

Das Buch mit seinen amüsanten Illustrationen wird nicht nur Werbefachleute interessieren. Es ist dank seiner Vielseitigkeit eine interessante und kurzweilige Lektüre für jedermann. *F. H.*

(Aus «Kaufen Frauen mit Verstand?», Econ-Verlag GmbH, Düsseldorf.

Politisches und anderes

General Guisan gestorben

General Henri Guisan ist am vergangenen Donnerstag um Mitternacht im Alter von 86 Jahren in Pully bei Lausanne nach kurzer Krankheit gestorben. In einer Botschaft des Bundespräsidenten an das Schweizervolk wird dieser grosse Soldat und Bürger als die Verkörperung des Widerstandswillens und der Einigkeit des Schweizervolkes während der Kriegsjahren bezeichnet.

Attentat auf den südafrikanischen Premierminister

Am Samstag ist auf den südafrikanischen Premierminister Hendrik Verwoerd ein Attentat verübt worden. Unmittelbar nachdem Verwoerd in Johannesburg die Industrie- und Landwirtschaftsmesse eröffnet hatte, feuerte ein weisser Attentäter vor den Augen mehrerer Tausenden von Personen zwei Schüsse auf den Premier ab. Verwoerd wurde am Kopf getroffen. Sein Zustand ist nicht besorgniserregend. Der als Täter von der Polizei festgenommene Mann heisst David Pratt und ist Inhaber eines Landgutes in der Nähe von Johannesburg.

Neue Regierungskrise in Italien

Nachdem der italienischen Regierung Tambroni das Vertrauensvotum mit Hilfe der neofaschistischen Abgeordneten ausgesprochen wurde und manche Minister dieser Regierung zurückgetreten sind, aus Protest gegen die Unterstützung der Rechtsextremisten, hat die Regierung Tambroni ihren Rücktritt bekanntgegeben.

Minister Oberländer tritt zurück

Der westdeutsche Bundesvertriebenen-Minister, Professor Oberländer, ist unter dem Druck der öffentlichen Meinung am Freitag zurückgetreten. Professor Oberländer, ehemaliger nationalsozialistischer Politiker, wurde von verschiedenen Seiten beschuldigt, für die Massaker von Polen und Juden in Lemberg im Jahre 1941 verantwortlich zu sein.

Niederländisch-deutscher Ausgleichvertrag

Im Haag ist zwischen den Niederlanden und Deutschland ein Ausgleichvertrag unterzeichnet worden. Er sieht eine Generalbereinigung vor, aller bisher offenen Kriegs- und Nachkriegsprobleme zwischen den beiden Ländern. Die Bundesrepublik Deutschland hat sich verpflichtet, eine Pauschalsumme in der Höhe von 280 Millionen Mark zu zahlen für niederländische Forderungen und Ansprüche, darunter die Wiedergutmachungsansprüche von Tausenden durch die Nazi ermordeten holländischen Bürger.

Vertagung der Genfer Abrüstungskonferenz

Die zehn Delegationen der Abrüstungskonferenz in Genf haben beschlossen, die Konferenz Ende April bis zum 7. Juni zu vertagen.

Die Konferenz der Aussenminister in Washington

Das amerikanische Staatsdepartement veröffentlichte den Zeitplan für die Konferenz der westlichen Aussenminister, die Dienstag in Washington beginnt. Daraus geht hervor, dass in zwei Sitzungen die Deutschlandfrage und Berlin erörtert werden sollen, während in weiteren drei Sitzungen Prozedurfragen der Gipfelkonferenz, die Abrüstung und die west-östlichen Beziehungen im allgemeinen diskutiert werden sollen.

Die deutsch-sowjetischen Beziehungen

Vergangene Woche hat die Bundesrepublik eine scharfe Note an die Sowjetunion gerichtet, in der gegen die Aeusserungen Ministerpräsident Chruschtschew in Frankreich gegen die Bundesrepublik protestiert wurde. — Die Note wurde von Moskau als «verleumderisch» zurückgewiesen.

Annahme der Bürgerrechtsvorlage in den USA

Der Senat der Vereinigten Staaten hat am Freitag die umstrittene Bürgerrechtsvorlage, die den Schwarzen vermehrte Rechte einräumt, nach achtwöchiger Debatte mit 71 gegen 18 Stimmen genehmigt.

Europäische Frauenunion tagt in Basel

In diesen Tagen werden in Basel geschlossene Sitzungen von Vorstand und Rat der Europäischen Frauenunion abgehalten. Die Europäische Frauenunion wurde vor fünf Jahren im Haag gegründet und vereinigt Frauen aus Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Grossbritannien, Holland, Italien, Luxemburg und Oesterreich, die sich zur Verteidigung des kulturellen und christlichen Gedankengutes zusammengeschlossen haben.

Die ersten weiblichen Pfarrer in Schweden ordiniert

Zum erstenmal in der Geschichte des schwedischen Protestantismus wurden am Sonntag in Stockholm, Härnösand und Oesterskär drei weibliche Pfarrer ordiniert.

Abgeschlossen Montag, 11. April 1960. *cf.*

nach und nach aus der Krankheit des Leidens wieder in ihr Wesen zurück. Sie besann sich auf ihr Lehrerinnendiplom. Sie wandte sich dem Leben wieder zu; sie unterrichtete nun schon recht lange an dieser Schule und fühlte, dass ihr Leben doch im tiefsten sinnvoll hatte werden dürfen.

«Monique», sagt Fräulein Haller zu diesem Kinde Jons und einer Frau, die sich, von ihm geschieden, mit einem andern Mann verheiratet hat, und das nun so zufallsweise zu ihr hat kommen müssen», du schreibt nun rasch dem Papa, dass er, wenn er kommt, im Dorf in der Konditorei auf dich warten soll, willst du? Dann erzählst du ihm, dass die Dose, zu der das kleine Scherbenstücklein gehört, die meine ist, nicht wahr?»

«Ja, schon, aber ... die Geschichte der Dose, Fräulein, die Sie mir gestern versprochen haben?» — «Dein Papa soll sie dir erzählen. Ich werde dann etwas später kommen, und Ihr wartet auf mich. Ich freue mich, deinen Papa zu sehen. Als wir beide jung waren, haben wir uns sehr gut gekannt.»

«Sie sind noch immer jung. Papa nicht mehr so sehr ... Als er letztes Jahr hier war, ging es ihm, glaube ich, nicht so gut. Er hätte mich am liebsten mit nach Chile genommen, aber ... wer sollte ein Auge auf mich haben, sagte er. Verstehen Sie?»

«Ja, ja, Monique, gewiss verstehe ich. — Nun, komm, wir wollen noch ein wenig zeichnen.» Und als die Stunde dann vorüber und Monique weggegangen ist, tritt Helen an ihren Schreibtisch, die Osterdose betrachtend, die dreieckförmige Oeffnung, die darin zurückgeblieben war wie etwas Ungelöstes in einem Rätsel, nachdem sie reuevoll die vielen Stücklein zusammengesetzt und gekittet hatte. «Sonderbar ...», sagt sie versonnen zu sich selbst und könnte dann, würde sie daran denken, in den Spiegel vis-à-vis zu schauen, das versonnene Lächeln sehen, das sich in ihrem immer noch hübschen Gesicht mit den grossen blauen Augen spiegelt, «sonderbar, wie jener Ostermorgen lebendig wird! ... Wie, wenn ich ... klüger, grosszügiger ... gewesen wäre, so, wie inzwischen das Leben mich lehrte, dass wir sein sollten?» In dieses Sinnen und betrachtungsvolle Rückschauen läutet der Gong zum Essen. Das Haus, die Terrassen, die Räume innen, der grosse Raum, der wieder wie damals im Blühen des Frühlings stehenden Natur draussen, widertönen von frohen Stimmen, von Lachen und gesungenem Lied. Ein Glücksgefühl sondergleichen erfüllt die Lehrerin. Als sie sich an den Tisch setzt, sucht sie das Mädchen Monique, das Kind Jons, das ihr, um das Geheimnis der Osterdose wissend, zulächelt, im Blick der Augen gross das Strahlen der Freude tragend. *Bettina Vincenti*

Die Nähmaschine*

Von Aline Valanguin

(Fortsetzung)

Die Sciora trat ein. Während die Tante umständlich einen Stuhl herbeiholte, schaute sie sich um. Auf einem breiten, saubern Bett sass mehr als dass sie lag, eine Gestalt, die eine Verwandte der Violetta hätte sein können. Aus den Aermeln einer rosenroten, gestrickten Jacke hingen dünne, blasse Knöchelchen, die mit einem Gazeläppchen spielten, welches auf der roten Bettdecke ausgebreitet lag. Oben aus der Jacke stieg ein Hühnerhälschen, das den Kopf, von wirrem Haar umgeben, kaum zu tragen vermochte. In der Nähe sass in seinem grossen Kinderstuhl der schwachsinnige Bruder der Violetta, den schweren Schädel nach vorn auf das Tischbrett gelegt und so ganz in sich verborgen, wie ein Kraut, das am verdursten ist. Er bewegte sich nicht, nahm nichts wahr. Hinter Bett und Stuhl, auf die leichtgeblümte Wand gemalt stand hoch die Madonna mit dem Kind, jene von Re, der drei Blutstropfen zur Stirne herausfliessen auf das Kind und das Spruchband, auf dem zu lesen steht: «In gremio matris sedet sapientia patris». Die Madonna schaute aus ihrem buntgetupften und gestreiften Gewand, dessen Falten sich überschlugen und ein schattiges Futter zeigten, starren Blicks geradeaus. Vor dem Bett lag ein kleiner Teppich. Die Sciora kannte ihn. Violetta hatte ihn einst aus Wollstoffresten für sich kunstvoll zusammengenäht. Sie war stolz darauf gewesen. Dieser kleine Teppich war das einzige, was der Sciora als greifbare Wirklichkeit vorkam. Alles andere schien ihr ein peinlich quälender Spuk zu sein, aus dem sie sich mühsam zu retten suchte, indem sie aufmerksam auf den Teppich sah, sich daran zu halten.

Eine heisere, fremde Stimme ertönte neben ihr: «Jetzt sind Sie gekommen. Es ist gut.» Sie schaute erschrocken in das schmale Gesicht, das sich zu ihr gewandt hatte und so mager war, dass der blasse Mund, fast ohne Lippen, von einer Seite des Kopfes zur andern sich bog. Es war Violetta. Nicht die Violetta, die sie kannte, eine Violetta, die sie wohl manchmal innerhalb des Gesichtes der richtigen Violetta wahrgenommen hatte, eigentlich ihr Gegenbild, aber doch zu ihr gehörig. Da war dieses Gegenbild nun aus ihr getreten, hatte die richtige Violetta verjagt und war nun allein da. Violetta schien es nicht zu wissen. Sie sprach, als ob nichts Besonderes geschehen wäre, sie sei ein wenig müde, doch werde sie sich bald erholen, auch sei sie etwas traurig, jetzt nicht nähen zu können. Manchmal denke sie sich neue Muster aus, aber jetzt sei sie müde, sie bleibe still im Bett, der Doktor habe gesagt, sie dürfe es sich ruhig gönnen, sie hole die Arbeit nachher wieder nach. Sie hustete und neigte sich tief über das Gazeläppchen. Reden konnte sie jetzt nicht weiter. Sie versuchte mit dem grossgewordenen Mund zu lächeln und mit Entsetzen bemerkte die Sciora, dass sie dem Schwachsinnigen ähnlich sah. Sie wandte sich nach ihm um. Er lag still über dem Tischbrett und seine Arme baumelten auf beiden Seiten des Stuhles herunter, wie leblos. «Der Arme!», sagte sie bedauernd. «Ja, der Arme», flüsterte Violetta und lehnte sich in die hochaufgetürmten Kissen zurück. Unter ihren Augenwimpern hervor floss ein Blick auf den Bruder, beladen mit allem, was an Leben noch in ihr war, als ob sie damit das arme Wesen würde aufrichten können. Dann wurde es still in der Kammer. Violetta mochte eingeschlafen sein. Die Sciora stand leise auf. Sie war froh, weggehen zu können, der Hals war ihr zugeschnürt.

Nach einigen Tagen kam sie wieder. Die Kammer berührte sie weniger spukhaft als das erste Mal, obwohl der Schwachsinnige genau gleich zusammengelegt in seinem Stuhl sass und die Madonna del Re ebenso steif über alles hinwegsah. Violetta war munterer. Sie nahm sich zusammen, nicht zu rasch zu sprechen, damit sie länger reden könne, denn sie wollte der Sciora etwas sagen.

«Haben Sie Elena gesehen?» fragte sie.

«Nein, noch nicht, aber kommt sie zu dir?» fragte die Sciora zurück.

«Ach nein», wehrte Violetta ab, «die Tante will sie nicht hereinlassen, eine solche ... Sie wissen... Ich trage ihr nichts nach», schloss sie leise.

«Wo ist jetzt Valentino?», wollte die Sciora wissen.

«Fort, in die Stadt!» Der Kopf neigte sich hustend über das Gazeläppchen. *(Fortsetzung folgt)*

* Aus «Tessiner Novellen», Verlag Dr. H. Girsberger, Zürich, 1939.

Die Frau in der Kunst

Lélo Fiaux, in der Galerie «Wolfsberg», Zürich

Ich bin Lélo Fiaux vor genau vierzehn Jahren nach ihrer Vernissage in der nämlichen Kunstgalerie begegnet, der grossen Reisenden und Entdeckerin wenig bekannter Inseln, welche die letzten Paradiese Gottes auf Erden sind. «Lélo» ist eine Spätromantikerin und eine Surrealistin in einem, sofern es überhaupt erlaubt ist, eine so einmalige und abseitige Leistung begrifflich einzugliedern, was denn auch jedesmal glücklich misslingt... Lélo Fiaux' Gemälde und Aquarelle sind Gedichte in Farben, von einem seltenen Geist und einer leidenschaftlichen Seele auf der Leinwand verewigt: sie ist die Malerin des Meeres, der apokalyptischen Sonnenuntergänge auf violettem Grund, der weinroten Aquarelle und der flammenden Bischofsgewänder, die wie letzte Sendboten der Inquisition sind. Einige Jahre lang hat Lélo auf dem paradiesischen Tahiti gelebt, wo ihr die Eingeborenen eine Hütte aus Palmblättern erbauten, an der Mole einen Halbkreis um ihre Leinwand formten und sie gegen die Ueberlassung eines Bildes monatelang mit frischen Fischen und Bananen versorgten. Später setzte sie ein Frachter in Australien und Ceylon ab, dessen kupferroter Boden und üppige Vegetation einen unauslöschlichen Eindruck in ihrer Seele hinterliessen; aber auch Spanien, das sie ein volles Jahr lang in allen Richtungen der Windrose durchmass, die legenden- und sagenreiche Welt der Kykladen und das Herz der westlichen Zivilisation — das alte Kreta — haben sie zu einigen der schönsten Gemälde inspiriert (die freilich auf der gegenwärtigen Schau bei «Wolfsberg» fehlen). Ungemein reich ist die Ernte der iberischen Halbinsel ausgefallen, unter ihnen das sanfte Tiergesicht des Matadors Manolete, Don Quichotes Einzug in Toledo und der Mann mit dem Terrakottagesicht und mit dem Muschelbart. Seltsam und wunderbar, ja zuweilen geradezu magisch weitet und deutet Lélo die maritime Note ihrer Bilder ins Legendäre, ins Geheimnisvolle und Urtümliche um, zuweilen nur mit einem Band Kardinalsrot oder mit einem Traumblau, in dem noch einmal die blaue Blume der Romantik erblüht. «Venise au soleil brûlant», «Du côte des Centaures», «L'Arlequin», «Grenades et Bayadères», «L'Archétype» lauten einige der instruktivsten Titel dieses so unendlich reich instrumentierten Oeuvres, dessen Porträts nicht weniger überzeugen mit ihren wie einem Alptraum Kafkas entronnenen Gesichtern aus Alabaster und grünlichem Grau, mit dem absoluten Lebenswillen ihrer Clowngestalten.

Von hier aus führt ein direkter Weg zum Leben der Künstlerin und des Menschen Lélo Fiaux. Lélo ist Malerin, weil ihre Bilder ein Bekenntnis sind und eine Verheissung, den Mitmenschen zu sagen, wie unsagbar vielfältig, wie recih und poesievoll doch diese wunderliche Welt mit ihren Bergen, Meeren, mit ihren Städten und Häfen ist. Es spricht für die Malerin Lélo Fiaux, dass sie jeden ihr Wohlgesinnten und Begeisterten in ihr Zuhause aufnimmt, sie teilhaben lässt an ihren Erinnerungen; an der Erlesenheit ihres Ateliers mit Wänden aus eingelegten Muscheln, aus Tang und Seesternen, bei deren Anblick man sich in die Tiefen des Meergrundes versetzt glaubt. Am schönsten sind meine Jahre in Tahiti gewesen», erzählte mir die Künstlerin vor Jahren. «Unter diesen Kindermenschen fühlte ich mich wohl und daheim, wie nirgends früher und auch nicht später in meinem Leben...»

Einmal vernahmen die Eingeborenen von Tahiti mitten in der Nacht ein unheimliches Gedröhn und Getöse: in einer entlegenen Bucht der Insel war ein Boot gelandet, das ein Harmonium und eine Schiffsglocke trug und dessen Eigentümer ein weissgewandeter und spleeniger Amerikaner war, — ein Komponist eigener Prägung, der im weissen und geschäftigen San Francisco nicht arbeiten konnte und — nachdem er in einer Illustrierten die Schönheiten Tahitis entdeckt hatte — diese Reise in einer gewöhnlichen Jacht wagte. Aber dort stellten sich ihm bei der Landung die Leute von Tahiti entgegen, weil sie auf Grund von Harmonium und Glocke glaubten, dass ein böser Geist das Eiland bedrohe. Lélo hatte sich als Friedensengel und Vermittlerin zwischen die beiden feindlichen Lager gestellt, und nachdem die hartnäckigen Verhandlungen eine volle Nacht und einen Morgen gewährt hatten, wurde dem Amerikaner erlaubt, auf der entlegensten Landspitze der Insel ein Bungalow zu bauen. Wochen und Monate hindurch lebten der weisse Mann und die Einheimischen in schönem und freundschaftlichen Einklang; er hatte von Lélo Fiaux gelernt, wie willig die Leute von Tahiti mit den Zugewanderten von ihren Erlebnissen und ihren kleinen und grossen Freuden und Nöten reden und dass Lélo selbst auf der Insel nie in Sorgen leben musste. Schliesslich aber kam es doch wieder zu einem Zusammenstoss: Mr. Baggerton, der amerikanische Komponist, hatte die berühmt-berüchtigte Schiffsglocke an den höchsten Stamm einer Palme gehisst, die nun in einer wilden Sturmesnacht unbarmherzig-frenetisch zu läuten begann, derart, dass ganz Tahiti herbeieilte. Endlich war die Geduld auch für die sanften Leute von Papeete zu Ende.

«Entweder Mr. Baggerton allein, als Privatperson, ohne Schiffsglocke und Harmonium oder keines von allen dreien», lautete die Losung, worauf der Fremde mit seiner Jacht wieder in See stach und auf der paradiesischen Insel nie mehr gesehen wurde. — Diese und viele andere Geschichten dieser Malerin, Weltreisenden und Lebenskünstlerin, deren seelisch-geistige Verwandtschaft mit der vortrefflichen Irène Zurkinden in die Augen springt, rauschen beim Besuch von Lélo Fiaux' Ausstellung im «Wolfsberg» wieder auf. Die auch vorzüglich gehängte und anregende Schau dauert bis 30. April.

A. Br.

Im Zürcher Kunsthaus: Chinesische Malerei

Vor vollbesetztem Saal wurde im Zürcher Kunsthaus von Direktor René Wehrli, Professor E. H. von Tscharner und Hr. Jan Fontein aus Amsterdam die bis 29. Mai dauernde Ausstellung «1000 Jahre Chinesische Malerei» eröffnet. Ueber die Ausstellung selbst, die am Samstag vor Ostern sowie am Ostermontag von 10 bis 17 Uhr geöffnet ist, berichten wir noch.

Frauenarbeit an der Hyspa

gi. Die Stadtdelegiertenversammlung des Bernischen Frauenbundes liess sich durch Dr. med. Hedwig Hopf-Lüscher, Mitglied der Geschäftsleitung der Hyspa, über Ziele und Organisation der Hyspa orientieren. Durch Einspruch bestehender Messen (Muba, Olma, Comptoir usw.), die Konkurrenzierung befürchteten, musste die Hyspa auf 1961 verschoben werden. Zwischen 18. Mai bis 17. Juli soll dem Schweizervolk nun mit den thematischen Abteilungen Gesundheitspflege, Turnen, Camping und Sportwettkampf der Gedanke sinnvoller Körperlichkeit nahegebracht werden. Medizinische Vereinigungen, Sportvereine, gemeinnützige und soziale Gesellschaften haben sich zu gemeinsamem Wirken gefunden. Eintrittsgebühren, Standgelder — allerdings in beschränktem Ausmass — und eine Lotterie sind die einzigen Einkünfte, auf die gezählt werden kann, deshalb bilden die Defizitgarantien der Stadt und des Kantons Bern von zusammen 3 Millionen Franken und diejenige des Bundes von 800 000 Franken sowie der feste Zuschuss von 1 Million der Stadt Bern die Hauptstützen finanzieller Art. Im Rahmen der Abteilung Gesundheitspflege soll Frauenarbeit alle Aspekte aufzeigen und in ihrer Bedeutung für das Volksganze gewürdigt werden. Besondere Beachtung kann dabei der Frau geschenkt werden, welche Doppellasten trägt als Berufstätige und Mutter. Die Problematik, die ihrer Stellung anhaftet, betrifft einen grossen Kreis von Menschen in Familie und Oeffentlichkeit. Vielleicht kann durch Diskussion um Schatten- und Sonnseiten Einsicht geschaffen werden, vielleicht sogar kristallisieren sich Lösungen heraus. In den Arbeitsgruppen für alle vier Themen wirken Frauen aus entsprechenden Fachgebieten mit, ihr Einfluss ist also gewahrt, was bei einer Ausstellung, deren Aussage sich doch in erster Linie an die Frau wendet, nicht unerheblich ist.

Die Präsidentin des Bernischen Frauenbundes, Agnes Debrit-Vogel, arbeitete die kurze Traktandenliste durch. Ein Antrag des Ehrenmitgliedes Rosa Neuenschwander auf Gründung von Quartiervereinen wurde abgelehnt. Die Aufgaben der Quartierpflege, Vorschläge für Schul- und Kirchenkommissionen könnten durch vermehrten Beitritt von Frauen in die bestehenden Liste ebensogut erfüllt werden. Leider laufen im Kanton Bern zwei Sammelaktionen zugunsten der Flüchtlingshilfe. Da der Frauenbund schon rund 1000 Franken zusammengebracht hatte, als die Vorbereitungen des unter Leitung von Hochkommissar Lindt stehenden Aktionskomitee bekannt wurden, sollen dennoch beide aufrecht erhalten bleiben. Die Reisaktion mit einem Sammelergebnis von 173 000 Franken, Bestrebungen zur sexuellen Aufklärung als Schulfach und die durch Einspruch verhinderte Errichtung einer Liköstube am Waisenhausplatz sind weitere Daten aus der Tätigkeit des Sekretariates Bern.

Wahl einer Frau in die Bürgerkommission in Basel

Der weitere Bürgerrat von Basel wählte als Ersatz für ein zurückgetretenes Mitglied Beatrice Staub-Sarasin in die Bürgerkommission. Frau Staub ist Mitglied der Liberal-demokratischen Bürgerpartei, von der sie auch für dieses Amt vorgeschlagen wurde. In weiteren Frauenkreisen ist sie als Präsidentin des Lyceum-Klubs bekannt. Mit der Wahl von Frau Staub nimmt die zweite Frau Einsitz in die zwölfköpfige Bürgerkommission, die sich mit Einbürgerungen zu befassen hat. Das erste weibliche Mitglied, das schon vor einiger Zeit von den Evangelischen Wählern vorgeschlagen in die Bürgerkommission gewählt wurde, ist Elisabeth Vischer-Alioth.

M. B.

Diplomierung in der Schule für Soziale Arbeit

me. In der Schule für Soziale Arbeit in Zürich hat nach einer zweijährigen Ausbildungszeit eine Fürsorgerklasse ihre Diplome in Empfang nehmen können. Den feierlichen Rahmen steuerten die Diplomanden und Diplomandinnen selbst bei mit Musik- und Gesangsdarbietungen auf beachtlichem Niveau.

Im Namen des Schulvorstandes gratulierte Ständerat Dr. E. Vaterlaus den Diplomanden mit dem besten Dank für ihren Einsatz während der Schulzeit. In reiferem Alter bereits erfolgte der Entschluss zu dieser zusätzlichen Ausbildung in sozialer Arbeit, wodurch die Schüler wesentliche Voraussetzungen mitbrachten, sich in der gestellten Aufgabe zu bewähren. Ständerat Vaterlaus wies auf die Vielfalt der Möglichkeiten im gewählten Beruf hin, die noch grösser werden mit der Einführung der Invalidenversicherung, welche die Mitarbeit von Fürsorgern in den gesetzlichen IV-Kommissionen festlegt. Er wünschte den Diplomanden in ihrem Beruf, zu dem sie Kontaktfähigkeit und erzieherischhelfender Wunsch geführt haben mag, Bereicherung und Befriedigung.

Für die Schulleitung sprach Fräulein P. Lotmar, die ihrer Ansprache das Thema der zwischenmenschlichen Beziehungen zu Grunde legte. Denn diese Beziehungen bilden einen wichtigen Eckpfeiler im Beruf des Sozialarbeiters, auch wenn sich die Verbundenheit der Menschen in verschiedenen Formen manifestieren kann. Die Wellenlängen menschlicher Ausstrahlungen sind nicht immer übereinstimmend, Fehlkontakte und Kurzschlüsse sind möglich. Doch ist in der helfenden Beziehung der Kontakt wichtig. Jede Not sucht Abhilfe, aber das Wo ist verschieden. Helfende Mitmenschen werden in der Regel zuerst im Kreis der eigenen Gemeinschaft, auf der Basis des Du, gesucht. Ein anderer Weg ist das Sichwenden an Fachleute, an Seelsorger, Psychologen, Sozialarbeiter. Deren Hilfe, die auf Erlerntem beruht, unterscheidet sich in Ziel und Mittel nicht von der Hilfe des Freundes. Unterschiede jedoch liegen in der Art der Beziehung. Vom Fachmann zum Hilfesuchenden muss diese Beziehung zuerst geschaffen werden, der Berater wird vom Klienten einseitig mit bestimmten Erwartungen gewählt. Es fehlt zum vornherein die ausgewogene Gegenseitigkeit der Du-Beziehung. Die beruflich-funktionelle Beziehung ist einseitig gebend, zeitlich limitiert. Sie ist für den beruflich Helfenden nicht immer leicht und in der ausgewogenen Form herstellbar, er wird darum in seiner Arbeit immer neu zu ringen haben. Auf der anderen Seite braucht auch er das Bejahen und Bejahtwerden im Du, und erst wenn er auch dies im privaten Bereich gefunden hat, wird er frei zum Dienst am Nächsten.

Mit dem Dank an die Klasse, die es mit ihren Pflichten ernst genommen hatte, an Dozenten, Praktikumsleiter, Diplomberater und den Vorstand der Schule, namentlich auch an Fräulein Dr. Schlatter, entliess Fräulein Lotmar die Diplomanden ins praktische Leben, in einen der schönsten und erfülltesten Berufe.

Hinschied einer treuen Abonnentin

In Schwanden im Kanton Glarus ist vor kurzem im hohen Alter von 93 Jahren eine nicht nur an Jahren, sondern auch an Treue unserem Blatt gegenüber älteste Abonnentin gestorben; denn Frau Christine Tschudi-Freuler, eine aufgeschlossene, geistig rege Frau, Frau Oberst, wie sie als Gattin des ihr im Tode vorangegangenen Herrn Oberst Peter Tschudi-Freuler allgemein genannt wurde, war eine der ersten Abonnentinnen des Schweizer Frauenblatts. In einem Nachruf, den t. der Dahingegangenen in den «Glarner Nachrichten» widmete, lesen wir u. a.: «Man darf wohl sagen, dass Christine Tschudi-Freuler altes, glarnerisches Herkommen verkörperte, wozu auch ein Stück Matriarchat gehört, der stille, aber nachhaltige Einfluss von Frau und Mutter in der Familie und Gemeinde. Sie war der Mittelpunkt einer grossen Verwandtschaft, war doch ihre Mutter in ihrem Leben mit drei Gatten verbunden (leider geht aus den glarnerischen Familienbüchern häufig das Umgekehrte hervor, dass nämlich ein Mann dreimal verheiratet war, eine Folge des Kindbettfiebers früherer Zeiten). Ihren Vater, Jacques Freuler-Becker, hat die Verstorbene nie gekannt, da sie nach seinem Tode im Jahre 1867 geboren wurde. Bei ihren andern Vätern, Felix Jenny und Oberrichter Dinner-Becker, und deren Familien, fühlte sie sich stets geborgen. Sie pflegte die Familienbande bis in die letzten Tage mit Briefen und Besuchen, und man sah der lebendigen und gescheiten Greisin an, dass ihr Herz jugendlich geblieben war. Nichts war ihr gleichgültig oder nebensächlich, sie erinnerte sich auch stets an die vergangenen Zeiten, etwa wie ihre fünf Kinder im geräumigen Haus im Halten von Oberrichter Dinner-Becker spielen durften, an das patriarchalische Verhältnis in der ganzen Familie.

Sie erfuhr aber auch schweres Leid. 1924 starb der jüngste Sohn Ernst, innert sieben Jahren (1944 bis 1951) musste sie die andern drei Söhne, Jacques, Joachim und Peter hingeben, so dass sie nur noch ihre Tochter, Frau Prof. Tschudi-Tschudi im ersten Grade hinterlässt. Sie hatte aber die Kraft, alle diese Schicksalsschläge zu ertragen. Man sah sie fast jeden Sonntag in der Kirche, auch das gehört wohl noch ein wenig zum glarnerischen Herkommen: man hält zur Kirche, ohne in frommes Getue zu verfallen. Viel Freude durfte sie an ihren Enkeln erleben, von denen zwei im Reich der Kunst und Wissenschaft einen Namen haben. Treu alten, bewährten Grundsätzen, hatte sie doch stets volles Verständnis für die Jungen und blieb mit ihnen jung.

So trauert an ihrem Grab eine grosse Familie, aber auch die Gemeinde nimmt lebhaften Anteil, und wer an ihrem schönen Haus mit dem gepflegten Garten, mitten im Dorf, vorbeigeht, wird sich stets mit Ehrfurcht an Frau Oberst Tschudi erinnern, die ihr langes Leben reich erfüllte.

t."

Im Rahmen des Weltflüchtlingsjahrs

In Zürich hat sich unter dem Präsidium von Stadtpräsident Dr. Emil Landolt ein Komitee gebildet, das sich zum Ziele setzt, einer Anzahl von Flüchtlingen, die in einem der Lager um Linz in Oesterreich übrig geblieben sind, zu dauernden Wohnstätten zu verhelfen. Es geht dabei um rund 50 Familien (300 Personen), für deren Unterbringung rund 400 000 Franken benötigt werden. Diese Mittel sollen durch eine Sammlung bei Industrie und Wirtschaft von Zürich und Umgebung sowie durch mannigfache kulturelle und volkstümliche Veranstaltungen zusammengetragen werden. Man hofft, bis Ende Juni zu einem erfolgreichen Abschluss der Aktion zu gelangen, hofft auch auf das Verständnis und die Mitwirkung der Bevölkerung.

Blick vom Turm

Mitglieder des Lions-Clubs Zürich haben sich eine Aktion ausgedacht und zu diesem Zweck die Presse zu einer Orientierung eingeladen. Von nun an soll jährlich ein «Preis des Guten» ausgerichtet werden, der, in Zahlen ausgedrückt, 5000 Franken betragen wird. So wie das «Schweizerische Frauenblatt» versucht, in der Rubrik «Blick vom Turm» unsere Aufmerksamkeit auf das Positive im Alltag zu lenken, möchte der Lions-Club Zürich «die menschlich gute Tat» auszeichnen. (Zur Orientierung unserer Leserschaft sei mitgeteilt, dass der Lions-Club am 8. Oktober 1917 durch die Initiative von Melrin Jones in Chicago gegründet wurde, in der ganzen Welt 640 000 Mitglieder zählt, in der Schweiz 50 Clubs mit 1300 Mitgliedern besitzt, wobei jener von Zürich der drittälteste unseres Landes ist und im Jahre 1948 ins Leben gerufen wurde. Die Zielsetzung dieser Gemeinschaft, die sich aus Vertretern verschiedener Berufsgattungen zusammensetzt, wobei in Artikel 6 der Statuten vermerkt ist «Von jeder Berufsgattung kann nur ein Vertreter die aktive Clubmitgliedschaft erwerben» besitzt grosse Aehnlichkeit mit jener des Rotary-Clubs.)

An der erwähnten Pressekonferenz, an welcher Dr. Heinrich Kilchherr über die von ihm entwickelte Idee referierte, fielen einige kritische Voten. Als erster Sprecher äusserte sich Stadtpräsident Dr. Emil Landolt zum Gedanken und zum geplanten Werk. Er gab der Hoffnung Ausdruck, dass dessen Durchführung so gelingen möge, wie sie beabsichtigt sei, so dass an eine Wiederholung der Aktion herangegangen werden könne. Da das Gute, das getan werde, im Stillen geschehe, sei es schwierig, Kenntnis von guten Taten zu erhalten. Alsdann dürfte es nicht leicht sein, dieses Gute derart zu analysieren, dass es wertmässig eingeschätzt werden könne. Man müsse sich ferner auch davor hüten, jenen die Preise zuzusprechen (neben dem ersten Preis sind weitere zehn Auszeichnungen im Betrage von je 100 Franken vorgesehen), die sich aus reiner Publizitätshascherei zu einer guten Tat entschlössen. Von Lions-Club-Seite aus wurde daraufhin entgegnet, dass von einer guten Tat stets ein Lichtstrahl ausgehe, und dass jener die Jury gewiss zu ihren richtigen Entscheidungen führen werde.

Am 1. Januar ist die Eidgenössische Invalidenversicherung in Kraft getreten. Sie zählt für die Durchführung ausdrücklich auf die Mithilfe und Ergänzung durch die private Gebrechlichenhilfe.
Darum ist die Osterspende Pro Infirmis 1960 so notwendig als je.

Der Schriftsteller Arnold Kübler stellte die mehr rhetorische Frage, ob der Begriff einer «guten Tat» überhaupt definiert werden könne. Trotz dieser Bedenken unterstütze er diese Idee, die in irgendeiner Weise dem Guten zum Durchbruch verhelfen möchte, aber mit Nachdruck. Die Initianten sollen sich weder durch eventuelle Fehlentscheide noch ablehnende Kritiken von ihrem Vorhaben abhalten lassen, könne doch das Gute nicht genug propagiert werden.

•

Zu all diesen Aeusserungen sei auch uns selbst eine Anmerkung erlaubt. Dass die Idee, einen «Preis des Guten» zu stiften, Anerkennung verdient, steht wohl ausser Diskussion. Die Frage bleibt aber gewiss wie sich ein solcher «Preis» auswirken soll. Geld wird gewiss in den wenigsten Fällen das Richtige sein. — Wir haben an dieser Stelle einmal über eine blinde Telephonistin berichtet, die sich uneigennützig um ihre blinden Berufskolleginnen bemüht. Angenommen, man würde dieser Blinden den ersten Preis zuerkennen, wäre ihr dann mit 5000 Franken geholfen? Keineswegs! Ihr würde es genügen, wenn sich jemand bereit erklären könnte, ihr ab und zu die an sie gerichteten Briefe oder etwelche Zeitungen vorzulesen. Dazu braucht es kein Geld — nur den guten Willen hilfsbereiter Menschen.

S.

Botschaft des Bundespräsidenten zur Schweizer Mustermesse 1960

In Kürze öffnet die Schweizer Mustermesse ihre Tore. Einmal mehr dürfen wir in ihr eine Veranstaltung erblicken, die durch ihre Eigenart und Gestaltung von unserem Lande Zeugnis ablegt und zugleich international ausgerichtet ist. Die beachtliche Gesamtschau, die diese Ausstellung Jahr für Jahr bietet, ermöglicht es uns, erneut Entwicklung und Leistungsfähigkeit unserer industriellen Produktion zu ermessen. Das Interesse, das unsere Wirtschaft den Aussenmärkten entgegenbringt, tritt dieses Jahr durch eine vermehrte Beteiligung der Exportindustrie besonders hervor.

Angesichts der Bedeutung, die der Ausfuhr für unsere Industrie zukommt, müssen wir heute den Bestrebungen zur wirtschaftlichen Integration Europas besondere Aufmerksamkeit schenken. Die Veränderungen, die diese Entwicklung herbeiführen kann, werden die Industrie vor vielfältige Probleme stellen. Ich bin überzeugt, dass unsere Privatwirtschaft dank ihrer Dynamik und Anpassungsfähigkeit neuen Situationen gewachsen sein wird und der Zukunft vertrauensvoll entgegenblicken kann.

Ich gebe dem Wunsche Ausdruck, dass die Mustermesse 1960 erneut von der Lebenskraft unserer Wirtschaft beredtes Zeugnis ablege und dass ihr der ihr gebührende Erfolg zuteil werde.

Max Petitpierre, Bundespräsident

Fünf weibliche Senatoren in der Bundesrepublik

Laut Monatsschrift «Die Welt der Frau», Baden-Baden, amtieren in der Bundesrepublik zur Zeit fünf Frauen als Senator (im Ministerrang), und zwar in Berlin: Ella Kay (SPD), Senator für Jugend und Sport; in Bremen: Annemarie Mevissen (SPD), Senator für Jugend- und Wohlfahrtswesen; in Hamburg: Paula Karpinski (SPD), Jugendbehörde und Dr. Emilie Kiep-Altenloh (FDP), Behörde für Ernährung und Landwirtschaft, ausserdem Gefängnisbehörde; in Schleswig-Holstein: Dr. Lena Ohnesorge (CDU), Minister für Arbeit, Soziales und Vertriebene.

Handschuhordner usw. KADY BOUTIQUE

KADY Gesellschaftsschule
Ecole de Savoir-vivre
Kursbeginn, 22. April, 23. Aug., 23. Sept., 25. Okt.
für Damen, Herren und Ehepaare

Köchinnen, stundenweise KADY SERVICES

Neue Adresse: Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Strehlgasse-Lindenhof Zürich 1

Das Gütezeichen des Schweizerischen Instituts für Hauswirtschaft in Zürich erhielten:
Citronenessig Citrovin
Citrovin-Mayonnaise Mayonna
Citronensaft Lemosana

Eine körperbehinderte Studentin erzählt

Ich habe meine ganze Schulzeit in gewöhnlichen Klassen absolviert: die Primarschule bis zum 13. Lebensjahr, nachher die Lateinabteilung der Höhern Töchterschule. Jetzt studiere ich seit bald zwei Jahren an der Theologischen Fakultät. Wie bin ich soweit gekommen? Durch viele Schwierigkeiten und Kämpfe, gewiss, aber auch mit vielen Freuden. Meine erste und dauernde Sorge war, zu tun wie alle andern. Es ist schwer sich vorzustellen, welche Kraft diesem einfachen Gedanken innewohnt, wenn er ganz selbstverständlich und natürlich am Anfang steht.

Ich begann mit wenig mehr als der festen Entschlossenheit, um jeden Preis ein Mädchen zu sein wie die andern. Das erste Hindernis zu Beginn der Primarschule waren ausgerechnet «die andern». Nur dank der verständnisvollen, geduldigen, taktvollen Hilfe der Lehrerin kam es soweit, dass mich meine Kameradinnen wirklich als eine der Ihren annahmen. Die beiden letzten Primarschul- und die zwei ersten Mittelschuljahre warfen ein grösseres Problem auf: Rivalität! Sobald mir etwas ein wenig besser gelang als den andern, schrieben sie es der «Ungerechtigkeit» zu, welche die paar besondern Massnahmen für mich in ihren Augen bedeuteten. Es dauerte lange und hielt schwer, ihnen allen — und leider auch etwa einem Lehrer — klar zu machen, dass Gerechtigkeit nicht so sehr auf der äussern Gleichheit der Bedingungen, sondern auf der Gleichheit der tatsächlichen Erfolgsmöglichkeiten beruht. Mit andern Worten, wir mussten dahin gelangen — und hier war der Einfluss der Lehrer wiederum bestimmend —, es ungerecht zu finden, wenn ich für eine schriftliche Arbeit nicht eine Viertelstunde mehr Zeit hatte als die andern.

Da das Schreiben bei mir sehr viel Zeit braucht und mich auf die Dauer sehr ermüdet, stellte sich tatsächlich die Frage des Notizennehmens immer dringlicher. Es galt, irgendein Gemeinschaftssystem zu finden, wonach meine Mitschülerinnen für mich aufschrieben. Mit etwas Kohlepapier und viel gutem Willen ging es!

Anderseits wurde mir — allzu rücksichtsvoll — anerboten, mich vom Handarbeiten und vom Turnen zu dispensieren, mit der Folge allerdings — und da lag der Haken —, dass ich nicht mehr mit meinen Kameradinnen klassiert würde. Sofort habe ich abgelehnt! So musste ich denn die vierfache Zeit und die zehnfache Mühe aufwenden, und kam doch nie weit über die unerlässliche Durchschnittsnote...

Ich glaube, das ist die härteste und wertvollste Erfahrung meiner Schuljahre: ich habe gelernt es hinzunehmen, dass ich dauernd weit hinter dem zurückblieb, wessen ich mich fähig fühlte; ich lernte auch, nicht einfach zu erwarten, dass Anstrengungen zwangsläufig immer mit Erfolg belohnt werden. Ich habe dabei allen Ehrgeiz, soweit er aus Egoismus und Eifersucht besteht, verloren. Wenn meine Maturklasse allgemein für ihren besonders guten Geist bekannt war, so ist daran zweifellos zum Teil schuld, dass wir miteinander zur Ueberzeugung gekommen waren, dass unsere kleinen persönlichen Erfolge weniger wichtig seien als der Gemeinschaftsgeist, der uns verband. Denn ich liess mir nicht einfach von meinen Kameradinnen schreiben und in den Laboratorien helfen. Es kam oft vor, dass ich zum Beispiel derjenigen, welche für mich aufgeschrieben hatte, die Physik-, Chemie- oder Philosophielektion erklärte.

Ich musste mein Gedächtnis schulen und ein Gefühl dafür entwickeln, was wesentlich und was nebensächlich ist. Ich habe nie die Zeit und Nervenkraft gehabt, meine Anstrengungen und Gedanken in entgegengesetzten Richtungen zu verzetteln. Da ich deswegen nicht viele Dinge tun konnte, lernte ich gründlich machen, was ich anpackte. Ich musste lernen, mich zu bescheiden, um meine Arbeit leisten und meinen Platz als Schülerin behaupten zu können; meinen Platz, und ebenso wenig anderthalben wie nur einen halben!

Da ich vor keinem Hindernis kapitulierte, musste ich in Kauf nehmen, manchmal zu «stürzen», ja sozusagen jedesmal darauf gefasst sein. Immerhin bin ich nicht immer gestürzt, im Gegenteil, und ich war jedesmal eigentlich erstaunt und zugleich ermutigt. Es brauchte Geduld und Verständnis von seiten meiner Lehrer. Ich muss sagen, dass mir jene Lehrer menschlich am meisten gegeben haben, die es mit ein wenig Einfühlungskraft fertig brachten, meinen Schwierigkeiten zuvorzukommen und es mir damit zu ersparen, meinen Kameradinnen — und mir selber — allzuoft in Erinnerung zu rufen, dass ich ihnen ein wenig Mühe machen musste.

So war meine Schulzeit keine Negierung meiner Grenzen, sondern eine ständige Auseinandersetzung mit ihnen, dann ein Hinnehmen und Ueberwinden. Aber ich muss gestehen, dass mir dieses Ueberwinden vollkommen unmöglich gewesen wäre, wenn ich nicht einerseits die Hilfe meiner Lehrer und Mitschülerinnen gehabt hätte und anderseits die Hilfe desjenigen, der alle Hindernisse überwinden lässt.

Weil es mir — besonders während dem letzten Schuljahr — gegeben war, in einer wirklichen Gemeinschaft, gegründet auf Hilfsbereitschaft, zu leben, habe ich erfahren, dass alle Menschen ihre sichtbaren oder unsichtbaren Grenzen, ihre Schwierigkeiten haben. Seither drängt es mich, den Menschen das «Eine, das Not tut» in Erinnerung zu rufen, dieses Wesentliche, das mein Rückhalt war. Ich möchte mit meinem Wort und mit meinem Leben bezeugen, dass wenn nichts unmöglich ist, dies nur für den gilt, der glaubt.

D. Clerc

Studienreisen und Sommerkurse in Dänemark

Wieder ist das Programm des Dänischen Instituts in Zürich für die interessanten und preiswerten Reisen nach dem gastlichen Land im Norden, für dort stattfindende Sommerkurse, Besichtigungen und Küstenwanderungen erschienen. Es sind Vorschläge für aufgeschlossene Menschen, die in ihren Ferien Land und Leute kennenlernen wollen, die auch noch wandern und sich an den Schönheiten der Natur, der Einfachheit eines abgelegenen Dorfes erfreuen können und das innerhalb dieser Programme immer so beglückend mögliche Gespräch, den Kontakt mit den Bewohnern des Landes schätzen. Auch Handwerk und Kunst, auch Erziehung und Kultur sind in die Begegnung mit einbezogen wie die nachstehend angekündigten Programme dies beweisen. Wir erwähnen ausserdem noch eine landwirtschaftliche Studienreise vom 24. Juni bis 3. Juli, eine vom 1. bis 15. August dauernde Ferienwoche «Höhepunkte der skandinavischen Kunst», die unter der Leitung des Schriftstellers und Kunsthistorikers R. Broby-Johansen in der Volkshochschule Vra in Nordjütland durchgeführt wird. Anschliessende Rundreise nach Oslo, Kosten zirka Fr. 500.—, alles inbegriffen, sowie eine vom 22. bis 29. Mai dauernde Studienreise «Architektur und Möbelkunst» mit Aufenthalt in verschiedenen Städten, und eine Studienreise nach Grönland vom 16. Juni bis 1. Juli. Auskunft, weitere Programme usw. durch das Dänische Institut in Zürich, Stockerstrasse 23.

Dänisch-schweizerischer Sommerkurs auf der Ostseeinsel Bornholm

11. bis 25. Juni 1960

Abreise Basel SBB am 11. Juni, 12. Juni Ankunft Kopenhagen. Nachtsüber mit dem Schiff nach Bornholm. 13. bis 18. Juni: Kurswoche auf Bornholm mit Aufenthalt im Hotel direkt am Meer. Referate und Aussprachen über dänische und schweizerische Themen mit Hauptgewicht auf dem politischen Leben, demokratische Institutionen und örtliche Selbstverwaltung. Studienbesuche in Bauernhöfen, Exportkäserei, Fischereibetrieben, Rundkirchen usw. Autocarfahrten und Küstenwanderungen, mit Kutter nach den östlichen Inseln Dänemarks. — Sonntag, 19. Juni: per Schiff nach Kopenhagen. Vom 20. bis 22. Juni: Aufenthalt in Kopenhagen. Stadt- und Hafenrundfahrt. Besichtigung kultureller und sozialer Institutionen. Ganztägige Nordseelandfahrt: die moderne Volksbibliothek in Horsholm, Schloss Kronborg, Schiffswerft Helsingör, Schloss Frederiksborg, Museum Louisiana für zeitgenössische Kunst und Kunsthandwerk. Individuelle Studienbesuche nach Wunsch. Nachtsüber mit dem Schiff nach Aalborg, dort am 23. Juni Stadtrundfahrt und Weiterfahrt nach der Nordseeküste, Fahrt am Sandstrand von Lokken nach Blokshus und nach Skive. Mittsommerfeier mit Johannisfeuer in der Volkshochschule Krabbesholm, am 24. Juni. Weiterfahrt nach Aarhus, Stadtrundfahrt mit Besichtigung des Doms, der Universität und des Freilichtmuseums «Die alte Stadt». Rückreise am 25. Juni. Kosten zirka Fr. 465.— bei Bahnfahrt 2. Kl. ab Basel, alles inbegriffen.

Dänemark — Städte, Küsten und Inseln

Studienreise für schweiz. Pädagogen 18. bis 31. Juli 1960

Abreise Basel SBB am 18. Juli, 19. Juli: Ankunft in Kopenhagen, nachtsüber mit Schiff nach Bornholm (Schlafkabinen). — Vom 20. bis 22. Juli: Studienbesuche und Ausflüge auf Bornholm: Felsenzeichnungen, Rundkirchen, Bauernbetriebe, Exportkäserei, Heringräucherei, Fischfiletfabrik, keramische Werkstätten usw. Küstenwanderungen mit Badegelegenheit. Nachtüber mit dem Schiff nach Kopenhagen. Aufenthalt in Kopenhagen bis 25. Juli. Stadt- und Hafenrundfahrt. Besichtigung moderner Schulbauten, Robinsonspielplätze, Dänemaraquarium, Museen usw. Ganztägige Nordseelandfahrt: Volksbibliothek Horsholm, Schloss Kronborg und die Schiffswerft Helsingör, Schloss Frederiksborg, Museum Louisiana für zeitgenössische Kunst und Kunsthandwerk. Abend im Tivoli, Schiffahrt nach Aarhus am 26. Juli, vom 27. bis 30. Juli: Aufenthalt in Jütland. Stadtrundfahrt und Studienbesuche in Aarhus. Mit Autocar quer durch Jütland: Himmelberg. Volkshochschule Ry, Heidelandschaft, Uebernachten in Skive, Freilichtmuseum Hjerl Heide, Fahrt der Nordseeküste entlang nach dem Fischerdorf Hvide Sande, Hafenstadt Esbjerg, Fischereihafen, Badeausflug nach der Insel Fano, Rückreise am 31. Juli. Kosten zirka Fr. 475.— bei Bahnfahrt 2. Klasse ab Basel, alles inbegriffen.

Küstenwanderung an der Nordsee und am Limfjord

2 Wochen. Abreisedaten: 14., 15., 16., 17. u. 18. Juli 1960

Die Küstenwanderungen an der Nordsee, die letzten Sommer zum erstenmal durchgeführt wurden, sind ein derartiger Erfolg gewesen, dass wir sie diesen Sommer wiederholen werden. — Während einer Woche Wandern in Gruppen von 16 Personen auf dem festen Sandstrand durch bekannte Badeorte und unberührte Dünenlandschaften mit Abstechern ins Innere Jütlands oder nach der Heidelandschaft am Flundernsee mit dem Freilichtmuseum Hjerl Heide. Von Süden gegen Norden kommt man zuletzt an den Limfjord, wo die saftiggrünen Wiesen und die steilabfallenden Klinten der Landschaft ein ganz anderes Gepräge geben. Unterwegs Besichtigung des Fischerdorfes Hvide Sande mit Rettungsstation, des Leuchtturms und der Schleusenanlagen, des Jens-Sondergard-Museums am Bovbjerg, der Pfarrei Vederso des Dichterpfarrers Kaj Munk usw. — Tagesmärsche von durchschnittlich 8—10 km, Ruhepausen, Badegelegenheit, Autocar für Gepäcktransport und für Fahrten von und zu den Uebernachtungsorten, sowie für Studienausflüge. Nach der ersten Woche Rundreise durch Dänemark, quer durch Jütland nach Aarhus und Kopenhagen. – Kosten zirka Fr. 475.– bei 2. Kl. Bahnfahrt ab Basel, alles inbegriffen.

Alkohol und Luftfahrt

Wenn ein Franzose sich gegen den Alkoholkonsum ausspricht, muss dafür schon ein besonderer Grund vorliegen. Dies ist auch der Fall, wenn ein bekannter Vertreter der französischen aeronautischen Medizin, Prof. J. Malméjac, in einer Abhandlung der führenden Zeitschrift Médecine aéronautique (Paris) schreibt:

«Der Alkohol ist für den Piloten in jeder Hinsicht besonders schädlich. Seine sauerstoffvermindernden Wirkungen auf die Gewebe erfahren eine Verstärkung durch die Höhenwirkung und schwächen so die Widerstandskraft des Körpers gegen die Sauerstoffabnahme der Luft. Selbst in kleinen Mengen stört er das psychische Gleichgewicht, sowie die sensoriellen und motorischen Funktionen. So gering diese Störungen im einzelnen Fall sein mögen, genügen sie, um die zur Lenkung und Bedienung von Flugzeugen notwendigen Fähigkeiten zu schädigen».

Wenn Malméjac schreibt, dass zahlreiche Luftfahrtgesellschaften die sich daraus ergebenden Schlüsse gezogen und den Piloten jeden Alkoholgenuss vor einem Abflug verboten hätten, so gehört auch die Swissair dazu, deren «Flighting Operations Manual» den Alkoholkonsum nicht bloss während der Fahrt, sondern als allgemeine Regel schon 12 Stunden vor dem fahrplanmässigen Abflug untersagt.

SAS.

Für Küchenwäsche gibt es nichts Besseres als Leinen- und Halbleinen-Gewebe

Wir zahlen Fr. 7.— Provision für jedes neugeworbene voll einbezahlte Jahresabonnement zu Fr. 15.80. Der Betrag wird nach Eingang der Abonnementszahlung der Vermittlerin überwiesen.

Genossenschaft und Administration Schweizer Frauenblatt, Winterthur

Redaktionell

Frau L. Peyer, Zürich, die uns eine Anzahl von Ideen und Anregungen zum Jahr der geistigen Gesundheit zugehen liess, wären wir für die Angabe ihrer Adresse dankbar, damit wir uns mit ihr in Verbindung setzen und den auszugsweisen Abdruck oder aber die Weiterleitung der Vorschläge an das für die Durchführung dieser Aktion verantwortliche Komitee besprechen können. Besten Dank!

Veranstaltungen

Unsere Vorschau auf Veranstaltungen

April—August 1960

Schweiz

19. April: Delegiertenversammlung der Basler Frauenzentrale
30. April—1. Mai: Delegiertenversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine in Solothurn
30. April—1. Mai: Delegiertenversammlung des Bundes schweizerischer Pfadfinderinnen in Freiburg
12. Mai: Frühjahrsdelegiertenversammlung des Bernischen Frauenbundes in Bern
13. Mai—12. Juni: Sektionsausstellung Bern der Gesellschaft schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen im Gewerbemuseum Bern
14. Mai: Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege im See-Restaurant Zürich
15. Mai: Jahresversammlung des Vereins Ehemaliger der Schule für Soziale Arbeit, Zürich
16. Mai: Delegiertenversammlung der Schweizer WIZO-Föderation in Zürich
20. Mai: Generalversammlung der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» in Luzern
21.—22. Mai: Delegiertenversammlung des Schweizerischen Lehrerinnenvereins in Bern
21.—22. Mai: Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht in Brig
11.—12. Juni: Schweizerische Arbeitslehrerinnentagung in Schwyz
18. Juni: Generalversammlung der Schweizerischen Vereinigung der Hauspflegeorganisation in St. Gallen
25.—26. Juni: Delegiertenversammlung des Schweizerischen Frauenalpenclubs in Flims
Juni/Juli: Gesellschaftsausstellung im Kunsthaus Luzern der Gesellschaft schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen

Ausland

27. April—7. Mai: UNO-Seminar über die wirtschaftliche und soziale Eingliederung der Flüchtlinge in Schweden
22.—31. Mai: UNO-Seminar über die zwischenstaatliche Kindesannahme, in Leysin
7.—11. Juni: 11. Konferenz des Open Door International in Helsinki
23. August—6. September: Internationaler Frauenrat, Dreijahreskonferenz in Istanbul

Radiosendungen

vom 17. April bis 23. April 1960

Dienstag, 19. April. 14.00 «Wohnen — Wohnung — Wohnberatung». Fachleute geben Ratschläge. — Mittwoch, 14.00 Frauenstunde: Wir Frauen in unserer Zeit. — Donnerstag, 14.00 Für die Frauen: Das «schwierige Kind.» — Freitag, 14.00 Die halbe Stunde der Frau: «Käthe Kollwitz.» Hörbild von Petra Michaely.

Fernseh-Programm

Karfreitag, 15. April, 20.20 Uhr: «Simon», von Edzard Schaper.
21.20 Uhr: Dokumentarfilm über Bergklöster in Meteora.

Samstag, 16. April, 17.20—18.00 Uhr: Das Magazin der Frau, präsentiert von Laure Wyss.
20.00 Uhr: Das Wort zum Sonntag spricht für die reformierte Kirche Pfarrer Rudolf Weber, Zofingen.

Ostersonntag, 17. April, 10.00—10.30 Uhr: Ostervormittag in der «Floriade». Biblische Blumen und Pflanzen, österliche Musik und Gesänge aus Rotterdam.
11.00 Uhr: Ostermesse aus Palermo.
12.00—12.30 Uhr: Urbi et orbi, Ostersegen Papst Johannes XXIII.
17.00 Uhr: Ein Altarbild im Elsass, Leben und Leidensgeschichte Jesu in der Darstellung von Matthias Grünewald.
17.20 Uhr: Griechische Ostern.

A profitable holiday in England

Miss Olive Kendon, specialist teacher of English, waits to introduce interested women over twenty years of age to the beauties of the English Language together with those of unexplored England. Please write to Miss Olive Kendon, Firs Cottage, Goudhurst, Kent, England.

Tapeten A.G. DECORATIONSSTOFFE VORHÄNGE ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

FÜR IHRE ZUSAMMENKÜNFTE

Karl der Grosse beim Grossmünster. Sitzungszimmer, Säle. Kirchgasse 14, Tel. 32 08 10

Hotel Zürichberg Tramendstation Fluntern. Nähe Zoo. Herrliche Fernsicht. Gesellschaftsräume. Orellistrasse 21. Tel. 34 38 48.

Hotel Rigiblick oberhalb Rigiseilbahn. Aussichtsterrasse, Gesellschaftsräume und Saal mit Bühne. Krattenturmstr. 59. Tel. 26 42 14.

Prospekte der Hotels und unserer Restaurants in allen Stadtquartieren durch das Hauptbüro **Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften,** Dreikönigstrasse 35, Zürich 2. Tel. (051) 23 86 93

Ein schweizerischer Familienroman

Betty Knobel: «Zwischen den Welten»

Preis Fr. 7.50

Ueber den im Verlag «Schweizer Frauenblatt» erschienenen Roman «Zwischen den Welten» von Betty Knobel, die kürzlich von der Stadt Zürich eine Ehrengabe für ihr literarisches Schaffen zugesprochen erhielt, schrieb «Die Welt der Frau», Baden-Baden:

«Wir wissen wenig von der Generation der Schweizerinnen, die heute die gereifte, schon geprägte und darum ihr Volk nun mitprägende Generation geworden ist. Aber wir können ihr heute dank des vorliegenden Romans nahekommen, den Betty Wehrli-Knobel, Redaktorin des «Schweizer Frauenblattes», geschrieben hat. Das Buch erzählt von dem Wachsen und Werden der jungen Katrina Blumer: als Pflegekind der ernsten, früh verwitweten Frau ihres ausserehelichen Vaters wächst sie in dem alten, ehrwürdigen Fabrikantenhaus auf, will Lehrerin werden, übernimmt eine Bürotätigkeit und findet nach mancherlei Irrweg und Umweg, reif geworden durch Schicksal und Anteil, den Lebensgefährten und den gemeinsamen Lebensberuf in der beiderseitigen Berufung eines verantwortungsvollen Journalismus! — Nicht nur das Zürcher Studentenleben, das Glarnerland mit seinen Eigenheiten, die verschlossene, herbe Sonderheit Graubündens werden als Umwelt lebendig, sondern auch die geistigen Zweifelsfragen der Zeit, ihre Kämpfe, ob sie nun die ausgleichende soziale Gerechtigkeit, der Kriegsausbruch, weiblicher Luftschutzdienst heissen oder wirtschaftliche, pädagogische, kulturelle Probleme sind. Wer sich mit Katrina Blumer innerlich beschäftigt, wird um manchen Einblick in unser Nachbarland bereichert und wird es dadurch besser verstehen können.»

Zu bestellen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «SCHWEIZER FRAUENBLATT», Technikumstrasse 83, Winterthur. Tel. (052) 2 22 52.

hugo peters

«Recamier», eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt - mit und ohne Bettzeugraum.

Bettstatt **Fr. 455.-** Modelle ab Fr.

Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.

Beilevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 79

hugo peters ZÜRICH LIMMATQUAI 3

Tee... einmal anders

VOLG-Apfeltee, das fruchtige und gesunde Getränk aus Schweizer-Äpfeln. Erfrischend, durstlöschend und nicht aufregend — ideal für die ganze Familie.

UVANO-Tee ist nach besonderem Verfahren aus Bestandteilen von Schweizer Trauben hergestellt. Ein aromatisches, natürliches Getränk mit absolut neuer Geschmacksrichtung.

Bei Einsendung dieses Inserates erhalten Sie gratis eine Musterpackung VOLG-Apfeltee oder UVANO-Tee. (Bitte gewünschte Sorte unterstreichen.) VOLG Winterthur

VOLG

Ein neues Vollkorn-Biskuit aus Buchweizen

Warum werden eigentlich aus dem so gesunden Buchweizen keine Backwaren gemacht? Diese Frage wurde in Kreisen der Reformernährung immer wieder gestellt. Und mit Recht, denn es war längst bekannt, dass diese Getreidepflanze sehr wichtig für eine Vollwerternährung ist. Buchweizen hat nicht nur alle Vorzüge der Getreidenahrung, sondern er bringt neben den bekannten Getreidesorten noch ganz wesentliche neue Vorteile. Das Eiweiss des Buchweizens ist lysinreicher als dasjenige anderer Getreidearten. Ausserdem enthält Buchweizen den natürlichen antibiotischen Stoff Rutin, der bereits von der Pharmazie mit Erfolg verwendet wird. Es ist darum sehr zu begrüssen, dass diese äusserst wertvolle Getreidesorte nunmehr auch für ein Buchweizen-Biscuit Verwendung findet, ein Vollkornbiscuit mit den besten Zutaten wie Meeralgen, Butter, Nussa, Roh-Rohrzucker. Diese neue «Pionier-Spezialität» schmeckt ausgezeichnet und wird bald viele Freunde finden. Es ist erfreulich und begrüssenswert, dass im Hinblick auf einen Ausbau naturnaher Vollwertkost auch die so wichtigen Randgebiete der Ernährung mit ihren stark konsumierten Genussmitteln in die Devise «So natürlich wie möglich» einbezogen werden. Naturnahe Vollwertkost muss überall verwirklicht werden, wo es möglich ist. Dafür ist das neue Pionier-Buchweizen-Biscuit ein ausgezeichnetes und wegweisendes Beispiel.

Redaktion:

Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426 Zürich 55. Tel. (051) 35 30 65 wenn keine Antwort (051) 26 81 51

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

WENN IHNEN

unser Blatt gefällt, melden Sie uns laufend Namen und Adresse von Frauen, denen wir das «Schweizer Frauenblatt» zur Ansicht senden können. Sie helfen damit das Blatt in weitere Kreise zu tragen

Administration «Schweizer Frauenblatt» Winterthur